Dies und das

Objekttyp: **Group**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **13 (1957)**

Heft 6

PDF erstellt am: **04.06.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Dies und das

Eine neue Sprachgrenze am Hochrhein?

Am Hochrhein baue sich eine neue Sprachgrenze auf, wenn nichts gegen die Verflachung des alemannischen Dialekts auf der deutschen Seite des Rheines geschehe, meinte der Zürcher Germanist Professor Dr. Bruno Boesch in einem Vortrag vor dem „Alemannischen Institut" in Freiburg (Breisgau). Professor Boesch gab mit seinen Feststellungen den Mitgliedern des Freiburger Instituts das Stichwort für eine sehr lebhafte Diskussion über die alemannische Dialektpflege in Baden.

Die Verfechter der alemannischen Mundart (die es glücklicherweise auch im Badischen noch in großer Zahl gibt) stellten in der Diskussion unter anderem fest, daß die vorübergehende Abtrennung des alemannischen vom fränkischen Teil Badens im Jahre 1945 die beste Gelegenheit geboten hätte, dem alemannischen Dialekt wieder mehr Geltung zu verschaffen, zumal da er unter dem früheren „Karlsruher Regiment" alles andere als gefördert worden sei. Doch in dieser Beziehung hätten sowohl die frühere südbadische Regierung in Freiburg und die Kultusverwaltung versagt als aber auch die Bevölkerung in den Dialektgebieten. In Fremdenverkehrsgemeinden vertrete man heute sogar den Standpunkt, die heimische Mundart sei ein Hindernis für die Verständigung mit den Gästen und müsse deshalb zurückgedrängt oder sogar ausgemerzt werden!

Der frühere Leiter des Landeskulturamtes Südbaden, Professor Dr. Asal, berichtete, der letztjährige Wettbewerb für gute Bühnenstücke in alemannischer Mundart habe einen weit besseren Erfolg gehabt als der erste Versuch; es scheine aber bezeichnend, daß wiederum ein Schweizer dabei das Rennen gemacht habe. Heftige Kritik fand die Haltung des Rundfunks, der die Pflege des Dialekts fast nur dem schweizerischen Landessender Beromünster und seinen Studios überlasse. Die alemannische Landbevölkerung protestiere gegen Sendungen wie den Tübinger „Bauernfunk", der regelmäßig in einem „Honoratioren-Schwäbisch" gesendet werde, das man beim besten Willen nicht mehr als richtigen Dialekt bezeichnen könne. *hb.*

Sprache des Militärs

Das „Sprachwissenschaftliche Institut" der Universität Bonn hat vom Verteidigungsministerium einen größeren Geldbetrag erhalten. Dafür soll es eine Sprachregelung finden, die „es ermöglicht, Befehle und Meldungen in der Bundeswehr unmißverständlich abzufassen". *Rr*

Abwertung der Sprachkultur am Radio

Die „Solothurner Zeitung" schreibt: „Seit einiger Zeit haben wir einen Teil der Radionachrichten von einem Sprecher entgegenzunehmen, dessen Muttersprache bestimmt nicht das Deutsche sein kann. Man hört's nicht nur an den falschen Betonungen. Überschrift: Abwertung der Sprachkultur."

Die „Solothurner Zeitung" greift damit nur einen charakteristischen Teil aus einem großen Problem heraus, denn auch die meisten übrigen Nachrichtensprecher (es gibt eine Ausnahme) beherrschen die deutsche Aussprache nur mangelhaft, so mangelhaft, daß man nicht mehr von einem schweizerischen Kompromiß reden darf. Es ist denn auch schon öfters die Frage gestellt worden, über welche Sprechfehler man sich wohl ausweisen müsse, wenn man Nachrichtensprecher werden wolle. Der eine artikuliert „in dän Bä(r)gen Neebu", der andere betont Prògramm und kònservativ, und dabei geben sich alle diese mangelhaften Deutschsprecher die peinlichste Mühe, wenigstens das Englische ganz makellos auszusprechen. Daß unsere Sprecher bewußt in einigen Sonderheiten von den Sprechern in Deutschland abweichen, ist wohl zu vertreten, aber man sollte doch wenigstens merken, daß sie sich bemühen, die Vokale lautrein — und an der richtigen Stelle offen oder geschlossen — zu bilden. Man darf doch erwarten, daß „relativ", und nicht „rölativ" gesagt wird, usw. Es ist bereits so, daß der schweizerische Nachrichtendienst in einem deutschen Roman als Kuriosum erwähnt wird, und wir kennen Lehrer, die einen besonders schlecht sprechenden Schüler mit der Warnung schrecken: „Wenn du deine Aussprache nicht besserst, wirst du noch Nachrichtensprecher!"

Wer eine Bürohilfe einstellt, verlangt von ihr eine entsprechende Ausbildung und die Fähigkeit, die gewöhnlichen Büroarbeiten zu meistern. Warum aber verlangt man von einem Nachrichtensprecher nicht, daß er einwandfrei sprechen könne, *vollkommener als wir übrige?* Das verstehen wir nicht. Und wir glauben auch nicht, daß das Volk gegen gut ausgebildete Sprecher, die sich an Siebs halten, etwas einwenden würde, wie man uns immer wieder weismachen will. Das Volk wehrt sich nur gegen affektierte Sprecher, aber nicht gegen reine Vokale, gegen eine richtige Betonung und gegen einen natürlichen Sprechton. Das beweisen unter anderem der *gute* Nachrichtensprceher und einige Ansager der Studios. *am*

Ein berechtigter Wunsch

„Wir möchten den Mitarbeitern, die mit ihrem Aufenthalt bei uns vor allem die Erlernung der deutschen Sprache bezwecken, dringend empfehlen, zur Erreichung dieses Zieles sich in und außerhalb der Bank vorzugsweise des Deutschen zu bedienen, den Umgang mit Deutschschweizern intensiv zu pflegen und durch regelmäßigen Besuch von Sprachkursen darnach zu trachten, die erworbenen Deutschkenntnisse durch eine gründliche theoretische Ausbildung zu ergänzen. Unser einheimisches Personal aber bitten wir, im Verkehr mit ihren fremdsprachigen Kollegen im Interesse ihrer nutzbringenden Ausbildung ausschließlich das Deutsche — und zwar das *Schriftdeutsche* — anzuwenden."

(Einführungsschrift für das Personal des Schweizerischen Bankvereins)

Die Kehrseite

„Angelsachsen und Franzosen sind auf sprachlichem Gebiet eingleisig. Man könnte also annehmen, der Schweizer, gemeint ist der ‚vielsprachige' Deutschschweizer, hätte bei geschäftlichen Verhandlungen usw. mit diesen Ausländern einen großen Vorteil. Weit gefehlt! Weil der Ausländer nur seine eigene Sprache kennt, werden die Verhandlungen in dieser geführt. Der Schweizer ist sogar stolz darauf. Der Vorteil ist auf der Seite des Ausländers, und nicht auf der des vielsprachigen Schweizers, der sich in der betreffenden Fremdsprache bemühen muß, in der sein Gesprächspartner ‚zu Hause' ist."

So schreibt der seit Jahren in Zürich lebende Engländer R. A. Langford in einem Buch, dem er den Titel „Zweite Heimat" gibt.

(„Die Weltwoche", 26. 10. 56: „Mr. Langford lernt Schweizerdeutsch", von ihm selbst.)

Der „Sprachspiegel" im Urteil der Öffentlichkeit

Unsere Zeitschrift durfte im vergangenen Jahre eine ganze Reihe von lobenden Urteilen in Zeitungen und in Briefen entgegennehmen. Eine Empfehlung, die uns besonders freut, ist im November in der Zeitschrift „Büro und Verkauf" erschienen. Darin sagt Herr Hans Behrmann unter dem Titel „Schrieb Jeremias Gotthelf ein schlechtes Deutsch?" unter anderem: „Eigentlich sollte jeder, der etwas zu schreiben hat, den ‚Sprachspiegel' lesen." Wir danken Herrn Behrmann und dem Herausgeber der Zeitschrift für die ausführliche Besprechung.

In der November-Nummer widmet auch die „Walliser Schule" unserer Zeitschrift einen eingehenden Aufsatz. Darin wird der „Sprachspiegel" jedem wärmstens empfohlen, „der es als Beruf gewählt hat, andere in das Wunder der Muttersprache einzuweihen." Sowohl diese wie auch die oben erwähnte Empfehlung ist ohne unser Zutun erschienen. Das erfüllt uns mit besonderer Genugtuung. *am*

Die Frage der Mineure

„Da zeigt sich's eben wieder einmal: die Romands verschmähen es, Deutsch zu lernen; wir Deutschschweizer aber, wir lernen Französisch, und rollen auch unsere R wie Heufuder über eine Holzbrücke, so sind wir wenigstens den sprachlichen Tücken gewachsen."

Glauben wir. Bis nämlich im deutschschweizerischen Blätterwald wieder einmal die Mineure auftauchen. „Ein Mineur in den Bergen abgestürzt . . ."; „Zwei Mineure bei Kioskeinbruch ertappt . . ."; „Gibt es in der Schweiz ein Problem der Mineure?"

Offenbar. Denn wir scheinen ja eine Unmenge von Mineuren hervorzubringen, was bei dem mangelnden Bergbau in unserem Land zweifellos zu Problemen führen muß.

Aber siehe da: die „mineurs", die die deutschsprachigen Gazetten beschäftigen, sind nichts anderes als falsch aus der welschen Presse entnommene — Minderjährige." *„Bund"*

Unter Beweis stellen

Zu S. 152: „Unter Beweis stellen" ist, so viel ich weiß, ein juristischer Begriff und besagt: bereit sein, eine Sache einem Beweisverfahren zu unterwerfen, dessen Ergebnis natürlich positiv oder negativ sein kann. Falsch ist also nicht der Ausdruck selber, sondern die Verwendung im Sinne von „beweisen". *A. D.*